

dtv

Franz Groß ist vom Prominentenchauffeur zum Rotkreuzfahrer »konvertiert«, wie sich sein Bruder, pensionierter Griechischlehrer und Erzähler dieses Romans, ausdrückt. Bei Familientreffen, sogenannten Symposien, redet sich der Fahrer in Fahrt: Er läßt seine Verwandten und auch den Leser ein wenig hinter die Kulissen blicken, geradewegs auf die erstaunlichsten Eitelkeiten selbsternannter Größen. »Launiges reiht sich da an Nachdenkliches, Sympathisches an Entlarvendes. Mit der spitzen Spottnadel werden die Großtaten unserer Zeitläufe zwischengehäkelt; zum Beispiel die Professionalisierung der Gewerkschaft, der durchlöchernte Datenschutz und die Massenuniversitäten oder die Erhebung von Sexualität und Konsum in den niederen Adelsstand . . . Ein Literat der Sonderklasse.« (Heinz Neidel in den »Nürnberger Nachrichten«)

Alois Brandstetter, am 5. Dezember 1938 in Pichl in Oberösterreich geboren, ist Germanist und Historiker und lehrt heute als Professor für Deutsche Philologie an der Universität Klagenfurt. Werke u. a.: »Zu Lasten der Briefträger« ([dtv 10694](#)), »Almträume« ([dtv 12026](#)), »Hier kocht der Wirt« ([dtv 12363](#)), »Die Abtei« ([dtv 25160](#)).

Alois Brandstetter
Groß in Fahrt

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Ob du das Rechte triffst, entscheid ich nimmer.
Wer bessern will, macht oft das Gute schlimmer!

W. SHAKESPEARE, König Lear,
1. Aufzug, 4. Szene

Ungekürzte Ausgabe

Mai 2000

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,

München

www.dtv.de

© 1998 Residenz Verlag, Salzburg · Wien

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: © Zefa/Vicky Rabinowicz

Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: C. H. Beck'sche Buchdruckerei,

Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 3-423-12777-5

Wohin soll ich mich wenden? Diese Frage aus dem Eingangsglied der sogenannten »Deutschen Messe« von Franz Schubert stellte mein Bruder Franz Groß als Rotkreuzfahrer gern Passanten, wenn er weit draußen auf dem Land eine Adresse suchte. Und er war immer wieder auf solche Wegauskünfte angewiesen. Da hatte er es früher, vor seinem von mir als »Konversion« bezeichneten »Stellungswechsel«, als er als Herrenfahrer die hohen Herren der Landesregierung von einem Hohen Haus zum anderen Hohen Haus, vom Landtag in den Bundesrat, von der Landesregierung ins Parlament oder auch den Herrn Landeshauptmann von seiner Dienstvilla zum Festspielhaus nach Salzburg, von einer ersten Adresse zur anderen ersten Adresse fuhr, wesentlich leichter. Damals mußte er niemanden fragen, und er brauchte auch keine Landkarte und keinen Stadtplan. Jetzt brauchte er Karten und Pläne, auf denen das Land 1 zu 500 abgebildet und wiedergegeben und auf denen jeder Grenzstein und jede Lacke verzeichnet war, um sich zurechtzufinden. Und er war auf die »Mithilfe der Bevölkerung« angewiesen. Diese Bevölkerung hatte ihn freilich oft schon im Stich gelassen oder ihn in die Irre geführt. Man wird mir, dem pensionierten Griechischlehrer, verzeihen, wenn ich in diesem Zusammenhang von den »Irrfahrten des Franz« spreche.

Es unterhielt uns, seine Geschwister, wenn er von seinen Fahrten als Samariter bei unseren Familientreffen erzählte. So wurde er, wie er bei einem unserer letzten Symposien, wie ich unsere Zusammenkünfte eingedenk der Etymologie von *Symposion*, das ja im Verbum *synpinkein* »miteinander trinken« wurzelt, vielleicht nicht ganz unpassend nenne,

zum besten gab, einmal dringend zu einer Frau mit einem Allerweltsnamen – ich sage hier einmal, weil sich auch mein Bruder an den Datenschutz hielt und nie Namen nannte; Maria Berger – gerufen, die sich anschickte zu gebären, wenn sie nicht schon in den Wehen lag. So ist mein Bruder mit seinem Beifahrer, einem Zivildienstler, in der gebotenen Eile los und aufs Land hinausgefahren. Und als er schon nahe am Ziel war, wandte er sich an einen auf dem Feld arbeitenden Bauern: Maria Berger. Wohin soll ich mich wenden? Anders als sonst oft, wo sich die Gefragten lange besinnen, den Namen der Person oder den Namen der Ortschaft oft wiederholen, wie um ihn abzuschmecken oder sich klarzuwerden, wie sie die Antwort strategisch anlegen sollen, möglicherweise auch den Frager taxieren, was er, bei Unkenntnis seines eigentlichen Ziels, sozusagen an Zwischenstationen kennen mag, auf die man sich bei der Auskunft beziehen könnte, anders also als in solchen umständlichen Fällen wies der Bauer meinem Bruder prompt den Weg und beschrieb auch das Haus der Maria Berger so genau, signifizierte es nach Farbe und Gestalt so exakt, daß die Rotkreuzer kaum noch danken konnten, so schnell sprangen sie ins Führerhaus ihres Krankentransporters. Bei dem unverwechselbaren Haus des Kleinlandwirts, der Keusche, angelangt, sahen sie eine ältere Frau im sogenannten Prägarten Unkraut jäten und waren sehr verblüfft, als sie, auf ihre Frage nach der Maria Berger, sagte, sie sei die Maria Berger. Was sie von ihr wollten? Mein Bruder merkte natürlich sofort, daß es sich hier ganz eindeutig um ein Mißverständnis, eine Fehlanzeige, handeln müsse. Denn diese alte Frau war schon längst des Entbindens entbunden. Sie mußte auch schallend lachen, »homerisch« lachen, als sie hörte, um was es eigentlich ging. Sie sei zwar alt, aber Gott sei Dank »pumperlgesund«, wie sie sagte, und so

kenne sie weder Wehen noch Wehwehchen oder andere Schmerzen.

Noch einmal sagte sie: Gott sei Dank. Gott sei Dank brauche sie noch keinen Arzt. Dann aber sagte sie: Einmal müssen wir alle sterben. Im Augenblick aber habe sie es hier mit dem Unkraut zu tun. Unkraut verdirbt nicht, sagte sie, ohne daß man wissen konnte, ob sie es nun direkt oder *metaphorisch*, wie die Griechen sagten, meinte. Sie war freilich freundlich genug, meinem Bruder die Adresse einer der drei anderen Maria Berger in der näheren Umgebung zu erklären, die als Gebärende oder »zu Entbindende«, wie sich die Römer mit einem passiven Gerundivum ausgedrückt haben würden, ihrer Meinung nach in Frage käme. Jetzt entschuldigt mich, sagte sie zum Abschied. Wir entschuldigen uns, sagte Franz in seinem und seines Zivildieners Namen.

Franz sagte, er könne jenem alten Bauern auf dem Feld, der ihn zu jener Maria Berger geschickt habe, gar nicht gram sein. Wird sie halt krank geworden sein, mag er sich von der ungefähr Gleichaltrigen gedacht haben. Wenn jemand ein gewisses Alter erreicht hat, ist eine solche Vermutung immer plausibel. Wäre nun Franz weniger zurückhaltend und mitteilbarer gewesen, hätte er also – Datenschutz hin oder her – den genaueren Grund seiner Ausfahrt angegeben, so wäre der Auskunftgeber sicher stutzig geworden und hätte ihn nicht zu der nunmehr Unfruchtbaren geschickt. Wenn aber jemand einen Rettungswagen sieht, so denkt er automatisch an einen Krankheitsfall. Die Psychologie nennt übrigens den Geburtsschmerz, also die Wehe, den einzigen *physiologischen* Schmerz, alle anderen Schmerzen aber *pathologisch*. So gesehen ist der Geburtsschmerz der einzige »gesunde« oder natürliche Schmerz, alle anderen Schmerzen sind »ungesund«. Unnatürlich sind sie aber leider nicht. Und es wird die Frauen im Augenblick des Leidens und der

Wehen auch nicht besonders trösten, daß dieser Schmerz gesund oder *physiologisch* ist. Das Ergebnis jener Schmerzen ist jedenfalls erfreulich, was sie sicherlich leichter erträglich macht, das Kind nämlich, das gesunde Kind. Eines gesunden Buben, eines gesunden Mädchens entbunden, das liest und hört man gern. In meiner Eigenschaft als Humanist und Gräzist habe ich mir über die sogenannte *Algodizee*, also die Lehre von der Rechtfertigung des Schmerzes (*algos*), einige Gedanken gemacht, und in meiner Eigenschaft als älterer Mann, der die *incunda iuventus*, die »fröhliche Jugend«, wie es im Lied »*Gaudeamus igitur*« heißt, zurückgelassen und mit der *molesta senectus*, dem beschwerlichen Alter, Bekanntheit gemacht. Der Fehler jenes Bauern also war es – philisterhaft gesprochen –, daß er angesichts des Rettungswagens naheliegenderweise *pathologisch* dachte und das Physiologische außer acht ließ! Wir sprechen auch gern von »dominierenden Assoziationen«. So war etwa früher, wenn einem der Briefträger ein Telegramm brachte, die *dominierende Assoziation* Todesfall! Wenn einem der Briefträger ein Telegramm aushändigte und überreichte, kondolierte er auch schon: Mein Beileid! Schon bevor er die Gebühr kassierte. Zuerst an das Pathologische zu denken, ist unter den Menschen geradezu eine Obsession. Und die Theodizee, die »Rechtfertigungslehre Gottes« fragt nicht ganz unbegründet: Warum läßt (der gute) Gott uns so böse leiden? Oder noch schlimmer: Warum läßt er die Unschuldigen (etwa die Kinder) leiden? So haben die Menschen halt immer das Leiden im Sinn – oder das Vermeiden von Leiden.

Es gab in den neuen Aufgaben meines vom Herrenfahrer zum Rettungsfahrer »konvertierten« Bruders Franz sicher weit mehr Belastendes und Bedrückendes als Heiteres und Fröhliches; bei unseren »Symposien« konnte freilich oft der Eindruck entstehen, es sei umgekehrt. Das lag sicher daran,

daß uns Franz nicht mit Tragödien beschweren, sondern mit Komödien – oder wenigstens Tragikomödien – unterhalten und die Zeit vertreiben wollte. In dieses Genre gehörte etwa auch jene Geschichte, in der davon die Rede war, daß sie in einem Landgasthaus einen bei einer Schlägerei möglicherweise schwer Verletzten abholen mußten. Zum Erstaunen meines Bruders übergab der Wirt den »Rettern« aber nicht nur den »Verunfallten« oder, genauer gesagt, den aus der Schlägerei geschlagen und geschädigt Hervorgegangenen, Gehirnerschütterten, sondern er bat die Rotkreuzmannschaft auch, sie möchte auch den Verursacher und Übeltäter, den selbst unverletzten Verletzer seines Kontrahenten und des Gesetzes, den Gesetzesbrecher also, mitnehmen und bei der Polizei oder gleich im Gefängnis auf dem Weg ins Krankenhaus abgeben oder abliefern. Der Wirt hatte offenbar unterlassen, selbst die Polizei zu verständigen, vielmehr war er wie ein Sheriff tätig geworden und hatte den Rauber, nachdem er ihn überwältigt und unschädlich gemacht hatte, vorübergehend in sein zum Kottler und zur Zelle umfunktioniertes Extrazimmer eingesperrt, »zur Ausnüchterung«, wie er sagte. Der Rettungsarzt aber sagte zum Wirt, er verwechsle wohl den weißen Wagen des Roten Kreuzes mit der grünen Minna. Für solche Dienste jedoch, wie sie der Wirt im Sinn habe, sei die Rettung nicht zuständig. Das sei Aufgabe der Exekutive. Er wollte also das Exekutive und das Karitative genau getrennt sehen. Wir helfen, wo wir können, sagte er. Aber *nur* dort, wo wir können. Unsere Zuständigkeit gilt den Kranken. Auch den Einwand des Wirtes, daß jener Rauf- und Trunkenbold im Extrazimmer gewütet und getobt habe und so gesehen an einer Art von Geisteskrankheit leide und »hirnverbrannt« sei, wie er sich ausdrückte, ließ der Arzt nicht gelten. Unser Fach sind die somatischen Leiden, sagte er, wenn Tobende und

Rasende, etwa Amokläufer und ähnliche Kandidaten, geholt werden müßten, rücke eine eigene Crew aus. Für diese Fälle aber sei ihr Auto gar nicht ausgerüstet und die Mannschaft nicht ausgebildet. Wir haben keine Zwangsjacke mit, sagte der Arzt, damit wir uns verstehen.

Es ist sicher keine Frage, daß jene Anekdoten, die uns Franz vor seiner Konversion erzählt hat, die amüsanteren waren. Diese Anekdoten enthielten also ursprünglich das eher Unrühmliche der Berühmtheiten, das weniger Schmeichelhafte, das freilich meist berührender ist als die Hervorbringungen der Hofberichterstattung. In den Anekdoten steckt »Hintergrundinformation«, weil darin sonst Verschwiegenes, vielleicht sogar Unterdrücktes laut wird und in Erscheinung tritt. So gibt es etwa von Diogenes einige Anekdoten, die geradezu zum Standardwissen der Eingeweihten gehören. Daß Diogenes öffentlich auf dem Marktplatz onaniert haben und dabei seinen Zusehern und Zuhörern gesagt haben soll: Ach, wäre doch der Hunger, also der physische Hunger des Magens, auch so leicht, durch ein Reiben des Bauches, zu besiegen!, das wissen natürlich nicht alle. Das stand auch nicht im Lehrplan von uns Griechischlehrern.

Was nun Bruder Franz vor seiner »Konversion«, die ich als Gräzist auch gern eine *Metanoia* nenne, eine Umkehr also und eine tiefgreifende Änderung der Lebensauffassung, erzählte, entsprach sehr genau dem Sachverhalt der *Anekdote*. Es ging um Berühmte, in seinem Fall um Landeshauptleute, und es ging um Nebensächlichkeiten. Heute gibt es ja auch wohl Politiker, die nicht durch eine visionäre Politik, sondern nur noch durch »gesellschaftliche« Auftritte berühmt sind, so wie es auch Schauspieler oder Regisseure geben mag, die mehr durch Anekdotisches als durch große Interpretationen und Aufführungen berühmt sind. Sie liefern folglich keine großen Aufführungen mehr, sondern führen

sich immer nur selbst auf, und oft führen sie sich auch schlecht oder doch ungut auf.

Ganz schlimm ist es freilich, wenn auch ihre Anekdoten selbst noch schlecht sind und wenig Esprit verraten, so daß man sich wünscht, diese *Anekdoten* seien wirklich *anekdoten*, also unveröffentlicht geblieben.

In den Anekdoten des Franz ging es aber nicht nur um seinen einen und einzigen Herrn, den Landeshauptmann, den *jeweiligen* Landeshauptmann, sondern auch um andere hohe Herren, die Franzens Kollegen transportierten. Franz hat demnach auch Berichtetes berichtet, Mitgeteiltes mitgeteilt, aus zweiter Hand geliefert. Und hätte er die Matura gehabt und ein bißchen Latein gekonnt, so hätte er sagen können: *Relata refero*. Ich überbringe Überbrachtes. Traditionsgut. Wer freilich sagt: *Relata refero*, will sich vor möglichen Einwänden gegen die Glaubwürdigkeit oder Wahrheit des Mitgeteilten im voraus schützen. Er sagt damit: Ich kann mich dafür nicht verbürgen. Ich muß mich auf meinen Gewährsmann verlassen. Einer der Gewährsmänner des Franz war übrigens der Fahrer des Bischofs von Lavant, über den er womöglich mehr erzählte als über sich selbst und den Herrn Landeshauptmann.

Kaum sind wir gesessen, hat der gute Franz auch schon zu erzählen angehoben. Manchmal hat er auch schon angefangen, während wir noch an der Garderobe mit dem Ausziehen der Mäntel und dem Aufhängen derselben beschäftigt gewesen sind. Ein Redhaus ist er schon, hat Bruder Karl einmal zu mir über Franz gesagt. Ich habe Karl recht gegeben. Aber wahr und richtig ist auch, daß wir, die Geschwister, um seine Redegabe und seine Redelust froh gewesen sind. Er hat uns unterhalten. Sonst wäre es bei unseren Symposien sehr einsilbig und still geworden, denn die meisten Familienmitglieder waren keineswegs mitteil-

sondern eher schweigsam. Vor allem die eingehirateten Frauen, die lieben Schwägerinnen, hielten sich sehr zurück, als hätten sie als Eingehiratede und als Frauen gleich doppelt Grund, sich nicht hervorzutun. Dabei ist sicher keiner von uns Brüdern, »vom harten Kern der Sippe« sozusagen, ein Machtmensch gewesen.

Daß wir keine Machtmenschen und Auftrumpfer gewesen sind, ist schließlich schon an unseren Professionen, auch an unseren Steckenpferden und Lieblingsbeschäftigungen ersichtlich und ablesbar gewesen. Franz, der Erzähler und Wortführer, hatte als Chauffeur einen ausgesprochen *dienenden* Beruf. Einen Politiker oder Kirchenmann fahren – das bedeutet *Subordination* und *Obödienz*, um es mit zwei Wörtern der lateinischen Theologie zu sagen. Ein solcher Arbeitnehmer muß sich allzeit bereithalten, er kennt sozusagen weder den Tag noch die Stunde, wann's losgeht. Und er muß im Dienst selbst viel dienen, Türen öffnen und schließen, darauf achten, daß kein Talar eingezwickt wird, daß keine Birette oder Mützen oder Infeln abgestreift werden und in den Schmutz fallen, daß das Gepäck im Kofferraum gut verstaut ist, daß der bischöfliche Krummstab nicht verbogen wird und so weiter und so fort.

Ja, der Inhalt der Erzählungen des guten Franz war das Dienen, der Stoff seiner Erzählungen war die Ordnung der Unterordnung. Franz war zum Erzähler freilich auch deswegen prädestiniert, das heißt »vorbestimmt«, weil er als Berufsfahrer weit herumgekommen ist, und das galt genauso oder noch mehr für seinen Kollegen Freier, den Fahrer des Bischofs. Wohl ist das Bistum des Herrn des Kollegen Freier, die Diözese Lavant, sehr klein, so klein, daß der Oberhirte eigentlich alle Pfarreien fast zu Fuß erreichen hätte können, aber es standen natürlich auch viele Fahrten darüber hinaus auf dem Programm. In seiner Amtszeit herrschte in Rom

bekanntlich ein sehr reiselustiger Papst, dem spöttelnde Journalisten den Spitznamen »eiliger Vater« gaben, und wenn der Papst viel reist liegt es nahe, daß auch die Bischöfe viel reisen, daß sie sozusagen Schritt halten. Der Heilige Vater brachte die Oberhirten auf Trab, er brachte zumindest physisch Bewegung in die Kirche, ohne daß ich in Abrede stellen möchte, daß er auch geistlich mobilisierte und spirituell etwas bewegte. Wie dem auch sei, der Herr Freier mußte reisen, und wenn einer eine Reise tut, dann hat er etwas zu erzählen.

Bruder Karl sagte zwar gern, er sei »angestellt«, »in einer Wäscherei angestellt«, aber genau besehen war er kein »Angestellter«, sondern Arbeiter. Ja, wenn man es ganz genau nimmt, war er *Hilfs*arbeiter. Er war so gesehen alles andere als Befehlshaber, sondern der Befehlsempfänger schlechthin, und die Anweisungen, die er von dem Wäschereibesitzer, der in seinem Fall eine Wäschereibesitzerin war, bekommen hat, hießen Waschen und Putzen und Bügeln. Und wenn er auch ein fleißiger und »anstelliger« Mitarbeiter seiner Herrin gewesen ist, also viel gereinigt und »bereinigt« hat, wirklich und buchstäblich eine »saubere Arbeit« leistete und zur vollen Zufriedenheit seiner Arbeitgeberin werktätig war, so war seine Tätigkeit doch kaum ein Stoff für Mitteilungen und Erzählungen bei Familientreffen am Stephanitag oder am Oster- oder Pfingstmontag, den Terminen für unsere Zusammenkünfte. Sein »Lebensinhalt« war die Schmutzwäsche, kein Stoff, aus dem die Träume sind; der schmutzige Stoff war sozusagen kein guter Stoff für Erzählungen. Dabei kann ich gar nicht sagen, ich sei auf seine Lebenswelt nicht neugierig gewesen, ich hätte ganz gern etwas über die Chemie und die Umweltbombe erfahren, die sie in der Putzerei im Kampf um die Reinheit eingesetzt haben, jene scharfe Munition, mit der sie den Krieg um die

Sauberkeit führten, doch war ich mit diesem Interesse unter meinen Geschwistern allein, das schien sogar Karl selbst, den Reiniger, nicht zu beschäftigen und zu interessieren. Er nahm alles, wie es kam, er schüttete in die Kessel und Trommeln, was die Waschmittelindustrie anbot und der Arbeitgeber hinstellte. Daß er freilich viel unter Allergien gelitten und die »Dematologen« (sic!) beschäftigt hat, stand auf einem anderen Blatt. Wenn Karl sprach, dann über Krankheiten. Das ist nun sogar mir sehr bald zu viel geworden. Der Reiniger als Peiniger... Und als Gepeinigter. Es war mir sehr recht, wenn nach Karls Gesundheits-Zwischenspiel wieder Franz zu Wort und der Fahrer in Fahrt kam. Lieber hörte ich etwas über Politiker als über *Dematologen*.

Ich hatte ein besonderes Problem. Als der einzige Studierende in diesem Kreis kam ich mit meinen Interessen natürlich nicht zum Zug. Aber nicht genug damit, daß meine eigene Lebenswelt der Schule und des Humanismus hier kaum zur Debatte stand und meine Themen nicht »diskutiert« wurden, es wurde darüber hinaus dort, wo wenigstens nominell das Griechische und das Lateinische eine Rolle spielen, auf dem Gebiet der Medizin, gräßlich gegen alle Regeln etwa der Aussprache verstoßen. Es ist gar nicht zu sagen, wie *katastrophal*, um es griechisch auszudrücken, mein Bruder Karl das Wort Homöopathie malträtierte, den Namen für eine Heilmethode, auf die er große Stücke hielt und bei der Sanierung seiner Wehwehchen und wirklichen Leiden setzte. Ich habe mich oft gewundert, wie man gleich mehrfach, drei- oder viermal, innerhalb eines fünf-silbigen Wortes danebenhauen kann. Anfangs habe ich, ohne mich als Verbesserer oder *Korrektor* aufzuspielen, das falsch ausgesprochene Wort selbst – richtiggestellt – verwendet, manchmal auch mehrmals hintereinander sehr prononciert ausgespro-

chen, um so wenigstens indirekt pädagogisch oder propädeutisch zu wirken, den Bruder auf seinen Fehler nicht hinzuweisen, ihn aber vielleicht aufmerksam zu machen. Kam aber dann er oder eine Schwester zu Wort, so war ersichtlich, daß man oder frau keine Lehre angenommen hatte und auf dem Falschen insistierte. Heute muß ich natürlich über meinen damaligen Eifer als Weltverbesserer oder Sprachweltverbesserer selbst lachen.

Ja, ich habe mich heute nicht nur einfach mit dem Falschen abgefunden, sondern gebrauche und verwende es selbst wieder. Ich habe die Sprache meiner Geschwister angenommen oder bin wieder dahin zurückgekehrt. Aus dem Paulus ist wieder ein Saulus geworden, einer ist von der Orthodoxie, also der wahren Lehre, zur Heterodoxie oder zur Häresie, zur Irrlehre, zurückgekehrt! Natürlich sind diese in der Kirchengeschichte belasteten und früher einmal heiß umstrittenen Ausdrücke von zu großem moralischen Gewicht für mein *formales* Problem. Aber zugleich war mir eben auch zum Problem geworden, daß ich meine Geschwister höchstens in diesen Formalien korrigieren und verbessern hätte können. Wenn ich den Bruder Karl von seiner Gicht oder seinem Rheumatismus, den er oft scherzhaft, nun sich selbst über die Aussprache lustig machend, mit einer Verballhornung »Reismatthias« nannte, heilen hätte können, wäre ich froh gewesen.

Franz hat sich gegen alle sprachlichen Beschönigungen seines im Grunde langweilig und oft auch trist empfundenen Lebens als Chauffeur gewehrt. Er wollte nicht mehr scheinen als sein. Das war ja auch der Grund, daß er sich ungern einen *Chauffeur* nennen ließ, er ließ sich lieber einen »Fahrer schimpfen«. So hat er sich auch bei unseren Familienzusammenkünften oft über mich und meine Ausdrucksweise lustig gemacht.

Ich gestand ja ein, daß ich eine gewisse Freude an Umschreibungen, Fremdwörtern, namentlich griechischen, an Metaphern und überhaupt am ganzen Inventar des Rhetorischen und Poetischen empfinde und so wohl auch ziemlich genau dem Bild des sogenannten Philisters entspreche, jener heute nahezu ausgestorbenen Gestalt des pensionierten Lehrers und Akademikers, der den kostbaren Ausdruck gegenüber dem banalen bevorzugt und der das Alltägliche durch sprachliche Preziositäten erhöht und adelt. Doch es gibt Menschen, die eine derartige Rede »auf die Palme treibt«, das heißt wütend macht. Sie billigen zwar die größten Häßlichkeiten im Verbalen, die schonungslose Offenheit, auch jeden erdenklichen unappetitlichen Fäkalismus, den ein »anständiger« Mensch nicht in den Mund nimmt, sie sind aber *pathologisch allergisch* gegen eine gehobene, getragene Sprache. Ich habe diese krankhafte Aversion gegen jene Sprechweise, die etwa die Protagonisten im Werk des großen Dichters Wilhelm Raabe so unnachahmlich beherrschen, ich habe diese Abneigung gegen solches Sprechen im eigenen Haus und bei meinen Söhnen erfahren, am eigenen Leib sozusagen schmerzlich erlitten. Ich konnte noch froh sein, wenn sich die Herren Söhne nur verständnislos gestellt und nicht zu begreifen vorgegeben haben. Wenn sie etwa so getan haben, als würden sie nicht verstehen, daß ich mit »Orkus« den Keller gemeint habe. Ich sagte meinerwegen zum Sohne: Verfüge dich bitte in den Orkus und bringe Bücher zum Alkoven. Dann tat der Nachwuchs also, als verstünde er nicht. Banausen! (»Ofenheizer« ...)

Es war ja stets in der Ausdrucksweise der Philister, der Lehrer und Hofmeister, eine gehörige Portion Humor. Sie waren im Grunde immer arme Schlucker, sie haben sich aber sprachlich gegen das Niedrige, Banale, Schäßige gewehrt. Es lag in ihrer Sprechweise eine Notwehr, eine Ent-

lastung. Die Hofmeister waren ihren adeligen Herren gesellschaftlich haushoch unterlegen, sprachlich aber übertrafen sie sie natürlich! Natürlich gab es andererseits auch eine ähnlich verhüllende, weniger »unschuldige« Sprechweise bei Gaunern, im Rotwelschen etwa, wenn dort für »stehlengehen« das harmlose »anschaffen« verwendet wird, »Mach's gut!« für »Laß dich nicht erwischen!« und was der Tarnungen mehr ist. Mag es da eine linguistische Entsprechung geben, eine ethische und moralische aber gab es zwischen den Gaunern und den Philistern nicht. Hier handelte es sich um Gegensätze, bei aller sprachlichen Nähe, auf der einen Seite die Milch der frommen Denkungsart, auf der anderen die Salzsäure der Bosheit und Verschlagenheit, hier eine buchstäblich ehrenwerte Gesellschaft und dort eine Rotte von Frevlern.

Wilhelm Raabe hatte wie kein anderer jenen Ton »drauf«, wie die Jugend heute sagt, jenen Ton, der die Musik der philisterhaften Rede macht. Dabei sind es in Raabes Büchern nicht nur die sogenannten »Alten Herren« der Studentenverbindungen und der Burschenschaften, die in dieser Weise merkwürdig und auch »würdig«, wenn auch immer ein wenig spaßhaft und schalkhaft und übermütig oder auch melancholisch daherreden, sondern es spricht auch bereits die Jugend in dieser Weise, oft freilich, in dem sie die Lehrer nachäfft und verulkt. In dem unvergleichlichen Roman »Pfisters Mühle« erinnert sich der jungvermählte Eberhard, »Ebert« Pfister, als er ein letztes Mal mit seiner jungen Frau für wenige Wochen die schon verkaufte Mühle seines Vaters besucht, wie ihn einst als Kind sein Vater einem jugendlichen Lehrer, einem Studiosus aus dem nahen Berlin, dem jungen Asche, dem Sohn eines sogenannten »Schönfärbers«, eines Textilchemikers, würde man heute sagen, anvertraut. Und Ebert Pfister referiert seiner Emmy die Rede des jun-

gen Asche, als er Vater Pfister gegenüber, der nicht nur Müller, sondern vor allem Schankwirt war und eine jener Mühlen vor Berlin betrieb, deren Besitzer Gebrauch von der sogenannten »Schankgerechsamkeit« machten, in den Unterricht des jungen Müllerssohnes einwilligte. Und das liest sich wie folgt:

»Können das Ding probieren, Vater Pfister. Geben Sie Ihren Bengel her. Werden ja bald erfahren, wer die Langweilerei am ersten sattkriegt, Sie, ich oder dies glückselige, quatschliche, weißfleischige Geschöpf Gottes hier. Braten könnte ich es mir jeden Mittag; weshalb sollte ich ihm nicht gegen zivilisierte freie Beköstigung und ein Taschengeld an jedem Mittwoch und Sonnabend die Anfangsgründe des Lateinischen beizubringen versuchen? Die Sache paßt mir vollkommen. Mürbe wollen wir ihn schon kriegen. So nen jungen Römer zum Weichreiten unterm Sattel hab ich mir schon längst zu Weihnachten oder zum Geburtstage gewünscht. Sollen wir heute mit ihm anfangen, oder hat der Knabe auch eine Stimme bei dem Kontrakt und zieht er's vielleicht vor, am nächsten Sabbat zum erstenmal übergelegt zu werden?«

Wie famos mischt Raabe in solchen Sätzen die Welten und die Sprachwelten. Er gebraucht und bedient sich am Wortschatz gleich mehrerer Kulturen und »Regionen«, wenn er von Sonnabend und Sabbat spricht, und er spielt auf vieles an, was die Schüler, und nicht nur die Schüler, heute gar nicht mehr kennen. Er vergleicht das Unterrichten mit dem Weichreiten des Fleisches unter dem Sattel, das den Hunnen nachgesagt wird. Als Studiosus, der einen Schüler bekommt und so zum Lehrer wird, vergleicht er das Schülertraktieren und Dozieren mit der *Anthropophagie*, das heißt der Menschenfresserei. Und »natürlich«, das heißt eigentlich »unnatürlich« oder nach dem sogenannten *Ordo artificialis*, der

umständlichen und kunstvollen Redeweise, spricht er neben und auch mit dem Schüler – zu ihm wie von ihm – in der dritten Person. Natürlich fehlen die wohlvertrauten Paukerwörter nicht, wie der »Bengel«, und auch nicht die Fremdwörter. Ja, mancher Satz wirkt fast, als sei er aus dem Lateinischen übersetzt. Aus Rücksicht auf den Schüler vielleicht, dem ja erst die »Anfangsgründe« des Lateinischen beigebracht werden müssen, heißt es: Die Sache paßt mir vollkommen. Sonst würde er und möchte er wohl sagen: *Casus mihi convenit optime*. Merkwürdig genug, daß nicht nur der Praeceptor Studiosus Asche dergestalt parliert, sondern auch Vater Pfister selbst. Er, der Müller und Wirt, hat diese Redeweise wohl bei seinen Gästen aus der Hauptstadt Berlin, den Honoratioren und Notabeln und den »Gaudeanus« singenden Pennälern gelernt und angenommen. So sagt er etwa einmal nach einer Lateinstunde zu Asche: »Na, dann seien Sie bedankt, Herr Asche, und kommt heraus. Es ist wirklich ein recht amöner Abend und der Garten draußen voll bis zum Platzen...« Ach, was war das für eine Zeit, als die Müller noch von einem »amönen Abend« sprachen! Liegt es daran, daß es heute keine amönen Abende mehr gibt und keine kleinen Müller mehr gibt und keine rührend besorgten Väter mehr gibt und so vieles nicht mehr gibt, daß es keine solche Rede mehr geben kann...?

Mein Nachwuchs also, wie gesagt, stellte sich verständnislos und wollte mit mir auf dieser sprachlichen Ebene nicht kommunizieren. Der Herr Vater haben zu viel Raabe gelesen, sagte der Herr Sohn manchmal, immerhin meinen Ton parodierend. Sachlich hatte er damit natürlich recht, obwohl man nie zu viel Raabe lesen kann, man müßte ihn, vor allem in Österreich und im Süden Deutschlands, viel mehr lesen. Wie oft habe ich mit den deutschen Philologen in unserem Lehrkörper über die Merkwürdigkeiten ihres Lektüre-

kanons gestritten, vor allem über die eigenartigen Leerstellen. Man müßte Stifter ein wenig zurückdrängen und Raabe aufwerten. Inzwischen sind freilich der poetische Realismus und der bürgerliche Realismus überhaupt ziemlich zurückgedrängt, und man behandelt vorzugsweise die lebenden Autoren, obwohl mancher der sogenannten toten Autoren weit lebendiger ist als viele lebende Autoren. Kann es etwas Muntereres, Launigeres, Aufgeweckteres, Humorvolleres – nicht vordergründig Spaßhaftes, sondern hintergründig Heiteres – und süßer Trauriges geben als »Pfisters Mühle«? Wie gern hätte ich auch dem Bruder Karl geraten, er möge sein ereignisloses Leben, sein Leben mit den Laugen und Essenzen, mit den Augen Raabes oder ganz konkret mit den Augen des alten »Schönfärbers« Asche im Roman »Pfisters Mühle« betrachten, was all dem Sauren, Alkalischen und Basischen mit dem Lackmuspapier des Humors die Schärfe genommen hätte. Natürlich aber habe ich solche Ratschläge wegen evidenter Aussichtslosigkeit unterlassen.

Auch ich war im übrigen in meiner aktiven Zeit mehr Knecht als Herr gewesen, der Schulbehörde unterworfen, an den Diensteid gebunden, zur Schweigepflicht angehalten, wenn in Schulkonferenzen Interna besprochen und verhandelt worden sind. Und da ich einen obersten Herrn und Direktor hatte, die längste Zeit meines Aktivdienstes jedenfalls, der vieles für geheim erklärt und der Schweigepflicht unterworfen hat, habe ich viel geschwiegen. Dabei bin ich mir sicher, daß meine Geschwister auf mein Verschwiegenes gar nicht scharf gewesen wären. Es hätte sie herzlich wenig interessiert, wie es ja auch mir selbst oft nicht viel bedeutete, ob für die Erneuerung der Schulmöbel in Klasse 3b die Firma X oder der Tischler Y vorgeschlagen werden sollte. Und mehr als etwas vorschlagen und empfehlen, haben wir an der Basis eh nie dürfen. Überall dort, wo es um Finan-